

Sie war meine Frau

Autor(en): **Rhomer, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **61 (1957-1958)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662189>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

kommenden zauberhaften Zeit sprechen. Nur vermag ich, aus vielerlei Gründen, nicht so recht daran zu glauben.

All diese ein wenig krausen und spitzfindigen Dinge gehen mir freilich erst jetzt beim Schreiben durch den Kopf? Damals, auf meiner Fahrt ins Grüne und Blaue, empfand ich nur Leichtes und Fröhlich-Freies. Denn die Landschaft wurde immer noch schöner. Graue Burgen kamen zum Vorschein, krönten Felsköpfe und machten die Gegend romantisch. Man konnte an den Dichter Eichendorff denken und an den Maler Schwind, den Schubertfreund, Posthornbläser und felleisenbepackte Wanderburschen liessen sich mit Leichtigkeit in dieses Bild hineinträumen. Selbst die vorübersausenden Autos vermochten es nicht zu stören.

Die Sonne stieg allmählich zum Zenit hinauf und mein Magen meldete, er habe Hunger. An einem Waldrand stieg ich ab, legte mich rücklings auf den weichen, trockenen Boden, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und machte vorerst ein Nickerchen. Dann wurde zu Mittag gegessen. Meine Frau hatte mir allerlei Schmackhaftes eingepackt, auch Tranksame war vorhanden, und so fehlte mir nichts zu einem Schlaraffenkönig.

In Aarau hatte ich einer vornehmen Bekanntschaft meiner Frau einen Gruss zu überbringen. Eigentlich war es mir ein wenig zuwider. Aber ich hatte es ihr bei meiner Ehre versprochen, und man weiss ja, wie unangenehm Frauen werden können, wenn man nicht tut, was sie wollen. Die Leute waren übrigens nett; nein, reizend waren sie! Ausserdem vermag mich ein Salon längst nicht mehr aus der Fassung zu bringen, obgleich ich zu Hause keinen habe.

Die Herrschaften machten mir dann den Vorschlag, mein Rad der Eisenbahn zu übergeben und mich selbst zu einer Spazierfahrt in ihren Wagen zu setzen. Gerne! Ein Mensch meiner Sorte wird nicht oft zu einer Autofahrt eingeladen. Auch meine Beine hatten nichts dagegen. Sie erklärten: ein bisschen Bequemlichkeit nach dem vielen Strampeln kann uns nur gut tun.

Nach dem Tee fuhren wir los. Ich hatte mich ganz der schönen jungen Frau zu widmen und gab mir Mühe, sie nett zu unterhalten. Ich zog alle Register wie ein Orgelkünstler. Und es lohnte sich. Ich glaube, sie verliebte sich sogar ein wenig in mich. Aber es ist natürlich auch möglich, dass ich mir das einfach einbilde, weil hübsche Frauen mich ohnehin leicht aus dem Häuschen bringen.

Ungefähr eine Stunde später waren wir in dem alten Reussstädtchen Bremgarten. Hier nahm ich Abschied von meinen neuen Freunden, die nach Luzern wollten. Ich bestieg einen Wagen der Dietikon-Bremgartenbahn, um ins Limmattal hinüber zu fahren. Die Abendsonne beglänzte die Landschaft, tauchte sie in glitzernden Schimmer von Smaragdgrün und Gold. Das Abendlied von Gottfried Keller kam mir in den Sinn. Und weil ich allein war, sagte ich es leise vor mir her; nicht das ganze Gedicht, aber die Verse, die ich aus meiner Schulzeit noch wusste.

In Dietikon nahm ich mein Rad in Empfang wie einen guten Kameraden und fuhr durch die Dämmerung Zürich zu, das eben dabei war, seine tausend und tausend Lichter anzuzünden.

Erlebnisbericht von Hans Rhomer

S I E W A R M E I N E F R A U

Es war auf einem holländischen Passagierdampfer.

In den langen Nachtwachen begannen meine aussergewöhnlichen Beziehungen zu Gerson. Wenn wir stundenlang in lauen Passatnächten auf der Brücke standen, erzählten wir uns Dinge, die uns einander näherbrachten. Niemals sprach Gerson von seiner Vergangenheit.

«Was früher war, ist erledigt», sagte er immer. «Ich bin für alle gestorben, die mich früher kannten.»

Ich liess es auch dabei bewenden. Auf See gilt der Mann und was er leistet und ob er ein guter Kamerad ist. Wer fragt nach dem Vorher.

Wir fuhren von Rotterdam nach Südamerika. Unter den Passagieren der ersten Klasse fiel mir eine elegante Frau auf, die mit ihrem Mann, einem Legationsrat und mit ihrem zwölfjährigen Knaben

nach Buenos Aires fuhr. Hans war ein intelligenter, zu allen Streichen aufgelegter Bub.

So kam es von selbst, dass sich Hans mit unserem Matrosen Gerson angefreundet hatte. Eines Tages — ich stand eben auf der Brücke und hatte Wache — sah ich eine Dame auf die Brücke steigen. Es war die Frau des Legationsrates.

«Hans, wo steckst du denn?» sagte eine weiche, angenehme Stimme. «Du weisst doch, Papa hat dir verboten, hier oben zu stören!»

«Lassen Sie doch, gnädige Frau», wehrte ich aus Höflichkeit ab. «Wir haben ja alle den kleinen Hans gern.»

Die Dame sah in das Steuerhaus. Hans stand neben Gerson am Rad und wollte nicht folgen. Da trafen die Blicke Gersons die fremde Frau. Ich sah, wie der Mann schwankte, seine braungebrannten Fäuste hielten krampfhaft das dünne Messinggestänge des Rades. Die Frau nahm ihr Kind bei der Hand. Wahrscheinlich hatte sie gar nicht den alten Matrosen beachtet.

«Ich bitte mich ablösen zu lassen», bat mich Gerson in einem auf unserem Dampfer ungewohnten militärischen Ton. «Ich möchte in Buenos Aires unter Deck bleiben.»

«Das ist doch ausgeschlossen», antwortete ich. «Sie wissen doch, dass zwei Mann von der Wache krank sind. Der Kapitän würde toben. Für heute lasse ich Sie ablösen, wenn Ihnen was fehlt.»

«Ich bin nicht krank», sagte Gerson, «wenigstens nicht am Körper. Es ist nur, das . . ., die Frau, die jetzt hier war, ist meine Frau oder war es einmal. Und der Knabe ist mein Sohn . . .»

Ich sah Gerson an. Er erzählte mit einer müden resignierten Stimme:

«Ich war österreichischer Marineoffizier. Im Jahre 1916 habe ich geheiratet. Später wurde ich Kommandant eines Torpedobootes. Wir haben bis zuletzt gekämpft. Sie wissen, wie man damals für uns sorgte! Ich bekam einige Monate meine Bezüge ausbezahlt und stand dann vor dem Nichts. Ich sollte eine ausländische Autovertretung übernehmen und meine Beziehungen für den Verkauf dieser Wagen ausnützen. Ich war bereit, jede Arbeit zu nehmen, um meiner Frau und dem Kind alle Sorgen fernzuhalten. Autoverkauf war keine schlechte Sache. Aber schliesslich war ich Seemann und verstand nichts von Darlehensgeschäften. Es kam, wie es kommen musste, der Zusammenbruch!

Sehen Sie, damals war meine Frau jung, sie konnte ein neues Leben beginnen. Ich war fünf-

undvierzig Jahre! Ich sagte meiner Frau, dass ich mit einer Reihe anderer Oesterreicher nach Südamerika ginge. Wenn es mir gelänge, es dort zu etwas zu bringen, sollte sie nachkommen. Dann heuerte ich auf einem Dampfer als Heizer an. Mit Hilfe eines guten Freundes bei einem fremden Konsulat schickte ich von Rio meinen eigenen Totenschein nach Hause. Ich war für die Welt gestorben. Meine Frau sollte nicht wissen, dass ihr Mann als Heizer fuhr. Ich durfte nicht ihr junges Leben an das meine ketten. Um wirklich in Südamerika von vorne anzufangen, war ich schon zu alt. Später musterte ich als Matrose auf einem englischen Tramp an und vor einem halben Jahr auf unserem Schiff. Ich besass jetzt nur noch eine Sache auf der Welt: Mein Schiff! Von meiner Frau hörte ich nichts mehr. Ich hatte mich nie erkundigt, nie Nachforschungen angestellt. Jetzt hab ich sie auf den ersten Blick erkannt. Und ich habe gesehen, dass ich damals recht hatte. Nun wissen Sie, warum ich nur bei Nacht Dienst machen will.»

In den nächsten Tagen machte ich die Bekanntschaft der Frau. Wir sprachen auch über ihren Knaben.

«Er ist der Sohn aus meiner ersten Ehe», erzählte sie mir. «Sein Vater ist nach Südamerika ausgewandert und wollte dort eine Farm errichten. Ich sollte später mit dem Kinde nachkommen. Er ist an einem Schlangenbiss gestorben. Manchmal denke ich, es war besser für ihn.»

«Warum?» fragte ich.

«Er konnte sich in der Welt nicht mehr zurechtfinden. Er war durch und durch Offizier und Seemann. Mein Mann litt schwer unter den Verhältnissen. Ohne Meer war er kein Mensch mehr.»

Wenn ich nachts mit Gerson Dienst hatte, fragte mich der Mann stundenlang aus.

«Wie sieht sie aus», wollte er wissen. «Hat sie noch die zwei kleinen Grübchen, wenn sie lacht?»

Der Mann quälte mich und quälte sich. Jede Bemerkung, jede Einzelheit, jedes Wort wollte er wissen. Sein grösster Schmerz war, dass er nicht mehr mit dem Knaben spielen konnte.

Einige Tage später lagen wir auf der Reede von Pernambuco. Hans hatte von seiner Mutter Erlaubnis bekommen, mit unserem dritten Offizier, der das Motorboot führte, hinüberzufahren.

Als das Boot abstiess, sah ich Gerson am Vorschiff lehnen und hinabsehen. Er liess kein Auge von dem Knaben.

«Mann über Bord!» rief jemand von der Brücke. Ich sprang an die Reeling, gleichzeitig sah ich,

wie jemand vom Vorschiff ins Meer sprang.

«Es ist der Knabe», riefen einige Leute. Als das Boot an die Fallreepstreppe anlegen wollte, war das Kind vorzeitig hinübergesprungen. Das Boot tauchte gerade in ein Wellental, der Knabe sprang zu kurz und fiel ins Wasser.

Gerson schwamm in grossen Stössen dem Ertrinkenden zu Hilfe. Noch bevor das schwerfällige Motorboot umgedreht hatte, um dem Matrosen zu Hilfe zu kommen, hatte Gerson den Knaben gepackt.

«Achtung! Hai!»

Gerson wandte den Kopf und erkannte die Gefahr. Der Hai war dicht hinter ihm. Da hielt der Matrose den Knaben über Wasser.

«Nehmt den Knaben!» schrie er.

«Macht rasch!»

Das Boot war gerade noch zurecht gekommen, der am Bug sitzende Matrose konnte den Knaben an den Armen packen und ins Boot ziehen.

Vor dem Boot war das Wasser blutrot gefärbt. Von Gerson war nichts mehr zu sehen ...

«Hatte er denn keine Frau? Keine Kinder?» fragte später die Frau des Legationsrates.

«Nein, gnädige Frau», antwortete ich. «Er hat niemand mehr, niemand. Nur sein Schiff.»

C. H. Barnick

D A S I S T N O C H N I C H T D A G E W E S E N ?

Wenn wir den Asphalt der Strasse oder das Holzpflaster oder die scharfkantigen Granit- und Porphy-Würfel aufreissen würden, ganz so, dass zwischen den Häuserreihen nur Schlünde blieben, so würde eine bizarre Welt sich unseren Augen auftun. Eine Welt von Kabeln, Drähten, Röhren, Kanälen ... Mit Nietten. Mit Kreuzungen. Mit Ventilen.

Ein riesenhaftes Gestänge ist es, das unter den Strassen der Stadt sich entlangzieht. Ein scheinbar

chaotisches Durcheinander, und doch ist es geordnet nach einem Gesetz. Und jede Röhre und jeder Draht hat seine Bestimmung.

Wenn man das einmal sähe — man tut manchmal einen winzigen Blick hinein, wenn des Wassers Druck ein Kanalrohr sprengt und Lehm und Sand und Steine in den Strassen Wälle bilden —, wenn also das ganze Parkett der Strasse hinweggeräumt werden könnte, würde man bestimmt sagen:

Das ist Technik.

Das ist der Mensch des 20. Jahrhunderts.

Das ist Sinnbild unserer Zivillisation.

Das ist noch nicht dagewesen!

*

Zu letzterem eine kleine Korrektur:

In Pompeji, das man aus Lava und Schutt herausgeschält, waren die Strassen mit Marmor gepflastert. Und zwar mit buntem Marmor. Jede Strasse hatte ihre Farbe.

Unter dem Marmor befand sich ein System von Kanälen, wie es grösser, verwickelter, wie es raffinierter nicht gedacht werden kann. Hatte doch jeder Pompejaner seine warmen und seine kalten Bäder im Hause, und bezog sie aus Zentralen, die das Wasser durch die Adern der Kanäle in alle Ausläufer der Riesenstadt pumpten.

Das ist noch nicht dagewesen, würden wir heute sagen.

Und in Milet hat man Thermen und Bäder gehabt, vierstöckig und ganz aus Marmor erbaut.

Heute, im 20. Jahrhundert, im Jahrhundert der Hygiene, ist Anatolien eine Wüste mit versumpften Ziehbrunnen und verdreckten Holzhütten. Und einst zogen sich in Kleinasien die Wasserleitungen Hunderte von Kilometern hin, und Städte, die heute keine tausend zerlumpte Hirten beherbergen, zählten damals nach Hunderttausenden.

So etwas ist noch nicht dagewesen.

Aber als das Amphitheater in Ephesus gebaut wurde, das 30 000 Personen Platz bot, da traten die Bauarbeiter in Streik. In einen richtiggehenden Streik.

Wie klein wirst du, 20. Jahrhundert, vor dieser Rückschau? Und dabei bist du nur ein Jahrhundert der Zivillisation, im Vergleich zu jenen griechisch-römischen Jahrhunderten der Kultur.

Derartige Betrachtungen können bisweilen entstehen, wenn irgendwo die Strasse aufgerissen wird und man schimpfend beim Regen durch Schmutz und Lehm waten muss, und aus der Tiefe ein paar Röhren und ein paar Telephonkabel empor-schauen.